

Pfarrerin Theresa Dittmann, *Institut Kirche und Judentum an der Humboldt-Universität*

Sonntag Exaudi, 29. Mai 2022, 18 Uhr

Predigt über Römer 8, 26 – 30

²⁶ Desgleichen hilft auch der Geist unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, sondern der Geist selbst tritt für uns ein mit unaussprechlichem Seufzen. ²⁷ Der aber die Herzen erforscht, der weiß, worauf der Sinn des Geistes gerichtet ist; denn er tritt für die Heiligen ein, wie Gott es will. ²⁸ Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluss berufen sind. ²⁹ Denn die er ausersehen hat, die hat er auch vorherbestimmt, dass sie gleich sein sollten dem Bild seines Sohnes, damit dieser der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern. ³⁰ Die er aber vorherbestimmt hat, die hat er auch berufen; die er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; die er aber gerecht gemacht hat, die hat er auch verherrlicht.

Der Pianist geht ans Klavier und öffnet den Klavierdeckel. Laut hörbar für alle, wie Holz auf Holz stößt. Er atmet tief ein, hebt die Hände zu den Tasten und – verharret. 4 Minuten, 33 Sekunden. Am Ende des Stücks senkt er seine Hände und schließt er den Klavierdeckel wieder. Laut hörbar für alle, Holz auf Holz. Er setzt sich, das Stück ist vollendet. Ein Ton war nicht zu hören.

Es ist die Uraufführung des bahnbrechenden Werks von John Cage, das am 29. August 1952 in der Maverick Concert Hall in New York zum ersten Mal gespielt wurde. Der Titel: 4'33.

John Cage wollte musikalisch zum Ausdruck bringen, was wir hören, wenn es scheinbar nichts zu hören gibt.

Das Publikum damals war irritiert, empört auch. Was soll das? Soll das etwa Musik sein?

Die Pfarrerin geht zum Altar und hebt die Hände zum Gebet.

Hörbar ihr Einatmen.

Am Schluss des Gebets senkt sie die Hände, verbeugt sich und setzt sich.

Worte waren nicht zu hören.

Was beten wir, wenn es scheinbar keine Worte gibt?

Die Reaktion der Gemeinde? Irritiert? Verärgert? Ehrfürchtig? Ich weiß es nicht... Man müsste es ausprobieren! Aber: Soll das ein Gebet sein?

Nicht ein Gebet, sondern ein „Un-Gebet“ ist der Titel des Gedichts von Kurz Marti:

Da du alles schon weißt,
mag ich nicht beten -
tief atme ich ein,
lang atme ich aus
und siehe:
du lächelst

Einatmen. Ausatmen. Sich von Gott anlächeln lassen. Soll das ein „Un-Gebet“ sein?

Kann nicht ein Gebet auch zwischen Ein- und Ausatmen stecken? Wann ist ein Gebet ein Gebet überhaupt? Braucht ein Gebet überhaupt Worte?

Diese Fragen hallen durch alle Zeiten.

Von den Jüngern, die jetzt nach Himmelfahrt allein sind, und ohne Jesus beten müssen. Über die ersten Christengemeinden, die sich in ihren Häusern im Beten anleiten lassen hin zu den Altären und Kniebänken derer, die sich heute zu Christus bekennen. Bis heute hallen die Fragen nach. Über die Glaubensgenerationen hinweg. Was sollen wir beten? Und wie sollen wir beten? Und warum ist Beten oft mehr Stammeln als Reden?

Beten ist eine Grenzerfahrung. Weil es über uns hinaus weist. Weil wir beim Beten unser gewohntes Terrain verlassen. Wir treten mit Gott in Beziehung – ein Gegenüber, das wir nicht zu fassen vermögen. Es ist so, als fassen wir das untere Ende eines Seils, aber wissen nicht recht, wie es oben aufgehängt ist. Wir stehen vor Gott, aber spüren, fühlen, erleben, sehen Gott so oft nicht. Fragen uns, wo Gott denn ist? Die Bilder von zerbombten Häusern, Waffen und Raketen, von schreienden Müttern, weinenden Kindern, besorgten Vätern – wir nehmen sie doch mit ins Gebet. Die Bilder unseres überhitzten Kontinents und der Naturkatastrophen. Die Bilder von übervollen Getreidesilos in ukrainischen Häfen und den fehlenden Nahrungsmitteln in afrikanischen Ländern.

Sie machen sprachlos, diese Bilder. Sie machen auch das Gebet sprachlos. „Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, und wie es sich gebührt.“

Paulus kennt diese Fragen. Sie treiben ihn selber um. Im Römerbrief, der eine Art Zusammenfassung seiner Theologie für die Christen in Rom sein soll, geht er auch auf die Fragen nach dem Gebet ein.

Paulus kennt das, vor Gott zu stehen, und nach Worten zu ringen. Gott das volle Herz ausschütten zu wollen, aber letztlich keine Sprache zu finden. Und Paulus weiß auch um die Schwierigkeit, die Macht Gottes zu rühmen angesichts der Realitäten, denen wir täglich ins Auge blicken. Weil wir die Welt nicht verstehen, weil wir vielleicht auch Gott nicht verstehen, deshalb fällt das Beten manchmal so schwer.

Asthéneia nennt Paulus das. Man kann das mit „Schwachheit“ übersetzen, besser noch mit „Ohnmacht“. Diese Schwachheit, diese Ohnmacht ist Kennzeichen aller getauften Christinnen und Christen. Schwachheit ist für Paulus das Merkmal unserer geistlichen Existenz.

Es beschreibt genau diese Spannung, in der wir uns befinden und die zu keiner anderen Gelegenheit so offensichtlich wird wie im Gebet: Die Spannung zwischen der Herrlichkeit, die uns verheißen ist und dem deutlichen Eindruck einer weiten Entfernung dieser Herrlichkeit. Diese Spannung der Nähe und Verborgenheit Gottes lässt eine Lücke entstehen, die eine Sehnsucht in uns freisetzen kann. Weil in dieser Lücke Platz wird für den Geist.

Für den Geist, dessen Kraft in der Schwachheit mächtig ist.

26 Desgleichen hilft auch der Geist unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, sondern der Geist selbst tritt für uns ein mit unaussprechlichem Seufzen.

Ohne Worte, ohne Laute würde die Welt verstummen. Die Gebete würden verstummen. Die Hoffnung für die Welt mit ihnen. Deshalb sind geprägte Worte und alte Gebete so bedeutend, die über Glaubensgenerationen hinweg Menschen zu trösten und zu hoffen gelehrt haben. Zu wissen, wie man beten soll, lässt sich vor allem durch sie entdecken. Durch die glaubensstarken Psalmen und das alle verbindende Vaterunser. „Es bringt uns weiter, wenn wir das Echo der Musik der Jahrhunderte in uns wiedererwecken, als wenn wir auf der zersprungenen Flöte des eigenen Herzens spielen.“ Schon allein deshalb braucht Beten Worte.

Der Geist Gottes aber, der eintritt für uns, wenn wir sprachlos sind, spricht eine andere Sprache. Besser gesagt, der Geist hat – wie wir – auch keine Worte. Er kommt nicht daher mit wohlfeilen Worten, mit theologischen Richtigkeiten oder mit klaren Gedankengängen. Er kommt daher mit einem Seufzen.

Der Geist ist ein Seufzen. Und mit diesem Seufzen tritt er im Gebet für uns ein, wenn es uns die Sprache verschlagen hat. Ja, mehr noch: Der Geist Gottes, die „konstruktive, heilige Kraft“ in uns ist es, die unser Beten überhaupt erst möglich macht. Der Geist Gottes in uns, der uns antreibt, Gottes Kinder zu sein, er gibt unserem Gebet die Sprache zurück. Die Sprache des Seufzens.

In unsere Sprachlosigkeit hinein, in unser Unvermögen hinein macht sich der Geist Gottes hörbar. In unser Verstummen vor Gott – klingt das Seufzen des Geistes.

Wie wohltuend. Auch der Geist hat nicht immer die richtigen Worte bei der Hand. Auch der Geist hat keine vollumfänglichen Erklärungsmuster parat, sondern seufzt – mit uns und für uns. Und hilft damit unserer Schwachheit auf.

Der Geist seufzt.

Weil der Geist Leben ist.

Und er weiß, dass in jedem Seufzen ein Atemzug der Befreiung steckt.

Der Geist seufzt.

Weil der Geist Leben ist.

Und er weiß, dass ich einem ausgedehnten Seufzen der ganze Stimmumfang zu hören ist. Der Geist seufzt, weil in einem Seufzer eine ganze Lebensgeschichte ausgedrückt werden kann.

Wer seufzt, gibt Wut auf und gesteht seine Ohnmacht ein. Wer seufzt, fühlt mit. Wer seufzt, der klagt.

Wer seufzt, der hofft, dass alles anders werden kann. Das macht der Geist für uns, wenn wir es nicht können!

Was würden wir hören, wenn wir in unseren Kirchräumen und Gebetsecken nach dem Seufzen Gottes lauschen würden?

Was passiert, wenn wir dem Seufzen des Geistes wirklich Gehör gäben?

Abraham Joshua Heschel, jüdischer Theologe und Rabbiner, schreibt in seinem Buch über das Gebet: „Das, was jede Form des Gebets zum Gebet macht ist die Kawana. Sie ist wesentlich und unverzichtbar.“ Die Kawana ist in der jüdischen Tradition der Ausdruck für die innere Beteiligung beim Gebet. Sie ist das Wichtigste im Gebet. Die Kawana, die innere Beteiligung lässt die tiefen Kräfte der Seele in Bewegung kommen und unser Herz ganz auf Gott ausrichten. Sie lässt unsere Gebete wirklich zum einem Herzensanliegen werden. Sie lässt unsere Sprache dringlich und unser Anliegen drängend machen. Die Kawana nimmt das Beten wirklich ernst und ist getragen von der Überzeugung, dass das Gebet eine ungeheure Kraft zur Veränderung hat.

„Es geht im Gebet weniger darum,“ schreibt Heschel weiter, „Gott anzusprechen, als vielmehr darum, sich für Gott ansprechbar zu machen.“

Was es dafür braucht, ist Kawana, die Offenheit, Gottes Geist zu empfangen. Denn das Seil, das wir im Gebet fassen, ergreifen wir nicht eigenhändig. Der Geist selbst hält es uns hin.

Da du alles schon weißt,

mag ich nicht beten -

tief atme ich ein,

lang atme ich aus

und siehe:

du lächelst.

Manchmal sind die bleibenden Momente gerade die sprachlosen. Sie lassen – mit Kawana erlebt – eine erfüllende Wortlosigkeit erfahren:

Das Konzert zwischen dem Öffnen und Schließen des Klavierdeckels.

Die Herztöne eines Kindes im Bauch.
Die kurze Unterbrechung vor einem Kuss.
Der wärmende Blick beim Segen.
Das tiefe Luftholen vor einem innigen Seufzen.
Das kurze Innehalten vor dem Amen.
Ein Gebet braucht keine Worte. Entscheidend ist die Sprache des Herzens.
Amen.

¹ Heschel, Abraham J.: Der Mensch fragt nach Gott. Neukirchen-Vluyn, 1982, S. 21.

² Oosterhuis, Huub: Ich steh vor dir. Freiburg 2004, S. 9.

³ Heschel, Der Mensch fragt nach Gott. S. 8.